

Oliver Römer
Ina Alber-Armenat *Hrsg.*

Erkundungen im Historischen: Soziologie in Göttingen

Geschichte · Entwicklungen ·
Perspektiven



Springer VS

Erkundungen im Historischen: Soziologie in Göttingen

Oliver Römer · Ina Alber-Armenat
(Hrsg.)

Erkundungen im Historischen: Soziologie in Göttingen

Geschichte · Entwicklungen ·
Perspektiven

Unter Mitarbeit von Franziska Pflüger

 Springer VS

Hrsg.

Oliver Römer
Institut für Soziologie
Georg-August-Universität Göttingen
Göttingen, Deutschland

Ina Alber-Armenat
Institut für Soziologie
Georg-August-Universität Göttingen
Göttingen, Deutschland

ISBN 978-3-658-22220-8 ISBN 978-3-658-22221-5 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-22221-5>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Coverabbildung: Katharina Günther und Dorothea Krätzschar-Hamann

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Grußwort

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

Göttingen ist die „Stadt, die Wissen schafft“, in der viele wissenschaftlich tätige Frauen und Männer bahnbrechend in ihrem Fach gewirkt haben oder arbeiten, darunter über 40 Nobelpreisträger. Vor dem Hintergrund von bald drei Jahrhunderten der Gemeinsamkeiten von Stadt- und Wissenschaftsgeschichte ist unsere Stadt heute ein attraktiver Studienort, ein Standort vernetzter Forschung und ein Platz für den Wissenstransfer mit beachtlichem internationalen Ruf. Den verdanken wir vor allem der Arbeit an den Hochschulen, an der Georgia Augusta im Besonderen, und in den anderen bedeutenden wissenschaftlichen Einrichtungen.

So viel Forschung und Lehre, so viel Internationalität – die haben geprägt und die sind bis heute in allen Verzweigungen des städtischen Lebens greifbar. Gut so. Wenn immer wieder Göttinger Wissenschaft weltweit Ausrufezeichen setzt, dann fällt regelmäßig ein Teil des verdienten Glanzes auch auf die Stadt. Die muss wohl mehr zu bieten haben als eine gute Lage, nette Menschen, ein abwechslungsreiches kulturelles Leben oder eine schöne Umgebung. Ist da was dran am „Göttingen Spirit“? An einem Klima, das Dialog und Kommunikation fördert? In einer Stadt, die nicht zu provinziell, aber auch nicht zu großstädtisch geraten ist? An dem „Extra Gottingam non est vita ...“ und so weiter?

Die Reihe der Fragen, die zunächst ohne Antwort bleiben, ließe sich fortsetzen. Jedenfalls halte ich in aller Bescheidenheit fest: Offenbar kann man bei uns nicht nur gut und gern leben, sondern auch zielstrebig und erfolgreich wissenschaftlich arbeiten, nicht nur in den Naturwissenschaften, die in der Wahrnehmung von Göttingen so oft eine führende Rolle gespielt haben. Das wird diese Veröffentlichung in, wie ich finde, beeindruckender Weise dokumentieren und gleichzeitig die Schnittstellen mit Stadtgeschichte und -entwicklung beschreiben.

Die Geschichte der Göttinger Soziologie beginnt in der Zeit der Weimarer Republik mit Andreas Walther, Herman Schmalenbach und Alfred von Martin. Insbesondere Philosoph Herman Schmalenbach hat das Forschungsprofil Göttingens in den 1920er Jahren geprägt und sich im Bereich der Erwachsenenbildung für Göttingen stark gemacht. Als Dozent des Vereins für Volkshochschulkurse hat Schmalenbach in Göttingen von 1920 bis 1922 eine Vorlesungsreihe „Grundzüge der Gesellschaftslehre (Soziologie)“ abgehalten.

Die institutionelle Gründung der Soziologie erfolgte mit der Berufung Helmut Plessners im Jahre 1952 nach Göttingen. Der gelernte Philosoph und Zoologe Plessner verbrachte den Zweiten Weltkrieg im holländischen Exil und wurde schließlich mit dem Aufbau eines soziologischen Seminars in Göttingen betraut. Zwischenzeitlich war er Rektor der Universität und wurde in die Göttinger Akademie der Wissenschaften gewählt. Seit 1997 erinnert in Göttingen eine Gedenktafel an ihn.

Die Stadtsoziologie erfährt zu den Zeiten von Hans Paul Bahrtd einen wahren Aufschwung. Als Nachfolger von Plessner war er seit 1962 Ordinarius für Soziologie und hat als Mitbegründer des Soziologischen Forschungsinstituts (SOFI) einen Grundstein für empirische Sozialforschung am Standort Göttingen gelegt. Bahrtd engagierte sich kommunalpolitisch und war für kurze Zeit sogar Mitglied im Rat unserer Stadt: Ein Bürger mit vielen Ideen für die Stadtplanung, vor allem aber ein Wissenschaftler, der sich und Göttingen in den 1960er und 70er Jahren in der Stadt-, Wissenschafts- und Arbeitssoziologie einen Namen gemacht hat.

Die Göttinger Soziologie erlebte in jenen, manchmal sehr unruhigen Jahren eine besondere Blütezeit, ist inzwischen aber kein „Modefach“ mehr, sondern längst in Göttingen etabliert und in die Hochschul- und Forschungslandschaft integriert und dort gut vernetzt. Von der Religions- und Migrationssoziologie bis zur Arbeitssoziologie – was dort gelehrt und geforscht wird, davon kann und will auch unsere Stadt profitieren. Das dient der weiterhin guten und stetigen Entwicklung des Wissenschaftsstandortes, für den die Soziologie eine bedeutende Disziplin darstellt.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Freude beim Lesen dieses Sammelbandes und interessante Einblicke in die Geschichte der Göttinger Soziologie.

Rolf-Georg Köhler
(Oberbürgermeister der Stadt Göttingen)

Grußwort

Gern wird den aktuellen Sozialwissenschaften ihre Geschichtsvergessenheit vorgehalten. Es war deshalb eine wunderbare Initiative von Ina Alber-Armenat und Oliver Römer, sowohl einige Zeitzeugen als auch junge Wissenschaftler einzuladen, die im Rahmen ihrer Forschungen auf Spurenelemente der Göttinger Soziologie gestoßen waren. Einige dieser Vortragsabende waren geradezu Sternstunden der Zeitzeugenschaft, wenn in der Diskussion einige, die in jenen Zeiten selber noch Studierende waren, ihre lebendige Sicht beitragen konnten. Was vormals meist nur legendenhaft Erwähnung fand, wie die Gründung der Göttinger Sozialwissenschaften aus dem Geist der Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven oder die bewegten Lebenswege Christian Graf von Krockows vom einstigen aufstrebenden Nachwuchswissenschaftler zum von den Universitäten frustrierten, aber auf dem Büchermarkt um so erfolgreicheren historisierenden Großpublizisten, wurde hier gründlich und quellenbasiert aufgearbeitet und zur öffentlichen Diskussion gestellt.

2018 ist die Göttinger Soziologie, 1951 gegründet, mit 67 Jahren gerade ins beste Rentenalter gekommen. Immer noch sind die Sozialwissenschaften in Göttingen die jüngste und neueste Fakultät – was bedeutet, dass sie im ehrwürdigen akademischen Senat immer den hintersten und letzten Platz einnehmen muss, weit weg von Jura, Medizin und Philosophie, am weitesten aber selbstverständlich von der Theologie, zu der methodologisch zweifellos auch der größtmögliche Abstand besteht. Eine universitätsgeschichtlich gesehen immer noch so junge Disziplin tut gut daran, sich phasenweise ihrer eigenen Historizität zu versichern und sich nicht mit dem prekären Status von „Fächern ohne Geschichte“ zufriedenzugeben. Wenn dann noch wissenschaftsarchäologische Tiefbohrungen ergeben, dass es schon lange vor der disziplinären Gründung der Soziologie in Göttingen sozialwissenschaftliche Ansätze und Perspektivierungen gegeben hat, dann bestätigt

sich wieder einer der methodologischen Grundsätze der Ideengeschichte, dass vor dem ersten Auftauchen von etwas, sei es ein Begriff, sei es eine Denkrichtung, ein Fach oder eine Methode, dieses schon mindestens fünfzig Jahre vorher wenigstens in Spurenelementen nachweisbar ist. Archäologen allerdings sind sich natürlich immer bewusst, dass man, wenn man zu schnell zu tief gräbt, man entscheidende Schichten durchbohren und zerstören kann.

Ein weiterer Befund scheint mir bemerkenswert. Mitunter mag man ja davon träumen, so etwas wie eine disziplinäre Identität durch das Schreiben der Disziplingeschichte schaffen zu können. Dazu allerdings war die faktische Entstehungsgeschichte zu heterogen, zu fächerübergreifend, zu universalistisch im Ansatz. Helmuth Plessner, Hans-Paul Bahrdt oder Dietrich Goldschmidt lagen gedanklich wie methodisch viel zu weit auseinander, um hier eine wirkliche Klammer erzeugen zu können. Später haben sich dann arbeits- und industriesoziologische fachliche Schwerpunkte ergeben, die durch den Beobachtungsstandpunkt in einer Situierung gleichzeitig fern, dennoch doch neben der Wolfsburger Wirtschaftswunderindustrie ja auch nahegelegen haben, aber natürlich weit über dieses Feld hinausreichten und auch dem Zeitgeist der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts voll und ganz entsprachen. Der Zeitgeist hat sich verändert, die rasante Aufstiegsphase der Sozialwissenschaften ist nun auf einem Plateau angelangt, auf dem sie sich stabilisieren müssen. Innovativ zu bleiben, ist deshalb schwieriger, insbesondere auch weil zu wenig Anknüpfungspunkte einerseits zur benachbarten Politikwissenschaften, andererseits zu den Wirtschaftswissenschaften gesucht worden sind.

Die neuere Göttinger Soziologie ist deshalb immer noch dabei, ihren Mittelpunkt, ihren Schwerpunkt, ihren Focus zu suchen, wobei sie so heterogene Felder wie die Religionssoziologie, die Industrie 4.0, aber neuerdings auch die Kriminalistik zu umschließen sucht. Anders als in Köln und Mannheim, wo Methodologien die Klammer bilden, oder in Frankfurt, wo es das Nachglühen eines einstigen Forschungsparadigmas ist, hat Göttingen von der Gründungsphase bis heute den fokalen Punkt noch nicht gefunden. Vielleicht wird bald die starke Klammer einer übergreifenden Theoriebildung hier helfend eingreifen können. Die in diesem Band abgedruckten Vorträge reflektieren vor allem diese Suchbewegung. Es ist sympathisch, dass keine Jubelarien gesungen werden und auch keine nostalgisch verklärten Heldenerzählungen geliefert wurden. Deutlich in dieser Soziologiegeschichte ist auch das Fehlen der Heldinnen. In ihrer Startphase war die Soziologie eine ausgesprochen männliche Wissenschaft, was sich heute allerdings bis zur Parität gewandelt hat.

Die Dokumentation einer Institutions- und Disziplingeschichte sollte immer auch als Eigenwert angesehen werden. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive

zählt aber vor allem, dass auf diese Weise Außenperspektiven, Möglichkeiten zur Gegenwartsreflexion geöffnet werden.

Prof. Dr. Walter Reese-Schäfer
(Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät 2013–2017)

Inhalt

Die ‚verspätete Wissenschaft‘. Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie. Eine Einleitung	1
<i>Von Oliver Römer und Ina Alber-Armenat</i>	
Verhinderte Soziologie in Göttingen? Zur Fachgenese (1890–1951)	25
<i>Von Uwe Dörk und Alexander Wierzock</i>	
Zwischen Geschichte und Soziologie. Einige Bemerkungen zur Verortung Alfred von Martins	61
<i>Von Claudius Härpfer</i>	
Geistesgeschichtliche, philosophisch-anthropologische Grundlagen oder eigene Grundbegriffe der Soziologie? Zur Vorgeschichte der Soziologie in Göttingen	83
<i>Von Michael Weingarten</i>	
Helmuth Plessner in Göttingen – Aufbruch der bundesrepublikanischen Soziologie	105
<i>Von Joachim Fischer</i>	

„Zum Schicksal der deutschen Soziologie im Ausgang ihrer bürgerlichen Epoche“. Lehrkörperstruktur und Nachwuchsfragen in der frühen westdeutschen Soziologie im Spiegel der Göttinger Hochschullehrerstudie (1952–1956)	153
<i>Von Oliver Römer und Gerhard Schäfer</i>	
Dietrich Goldschmidt, „educator and political activist“. Über einen fast vergessenen Soziologen und Intellektuellen	203
<i>Von Michael Becker</i>	
Abkehr und Heimkehr. Plessnerrezeption und Preußenerinnerung bei Christian Graf von Krockow (1958–1985)	247
<i>Von Franka Maubach</i>	
Die Nicht-Etablierung eines akademischen Außenseiters. Die Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven-Rüstersiel (1949–1962) – der verfrühte Versuch einer Hochschulreform?	275
<i>Von Oliver Schael</i>	
Stadtsoziologie in Göttingen. Der Beitrag Hans Paul Bahrdts und die Wolfsburgforschung	301
<i>Von Ulfert Herlyn</i>	
Arbeitssoziologische Wissensproduktion am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) von 1968 bis heute	321
<i>Von Kerstin Brückweh</i>	
Politische Fraktionen, wissenschaftliche Strömungen. Erinnerungen an die Jahre 1966 bis 1986 in Göttingen	351
<i>Von Wolfgang EBBach</i>	

Hans Paul Bahrdt und der Göttinger Weg soziologischen Denkens. Eine Ortsbestimmung in programmatischer Absicht	377
<i>Von Berthold Vogel</i>	
Soziologie oder Sozialwissenschaft? Studium im Spannungsfeld zwischen disziplinärer Identität und Multidisziplinarität	389
<i>Von Wolf Rosenbaum</i>	
Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft. Forschungsstränge und Forschungsergebnisse der Göttinger Soziologie	407
<i>Von Ilse Costas</i>	
Autorinnen und Autoren	433

Die ‚verspätete Wissenschaft‘

Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie. Eine Einleitung¹



Von Oliver Römer und Ina Alber-Armenat

Kurzzusammenfassung

Der Beitrag entwickelt jenseits von bloß anekdotischen und lokalgeschichtlichen Vergegenwärtigungen einen Zugang zur Geschichte der Göttinger Soziologie. Er stellt die Entwicklung der Göttinger Soziologie in den Kontext einer Wissenschaftsgeschichte der deutschen Soziologie. Einen methodologischen Ansatzpunkt hierfür bieten zeitgenössische historiographische Konzeptualisierungen soziologischer (Denk-)Schulen. Die Entwicklung der Göttinger Soziologie lässt sich vor diesem Hintergrund als ein historischer Sonderweg in der Geschichte der deutschen Soziologie charakterisieren, der durch eine nachholende Gründung und Verwissenschaftlichung gekennzeichnet bleibt.

Schlüsselwörter

Wissenschaftsgeschichte. Wissenschaftssoziologie. Soziologiegeschichte. Soziologische (Denk-)Schulen. Soziologie in Göttingen

1 Einführung

Im Herbst 2017 drehte das Göttinger Institut für Soziologie einen kleinen ‚Imagefilm‘, um das Fach für Studieninteressierte vorzustellen. Dazu befragten zwei Studentinnen und der Kameramann der Presseabteilung der Universität PassantInnen in der Innenstadt von Göttingen. Neben einer großen Mischung aus

1 Für Hinweise zu diesem Text bedanken wir uns bei Stephan Moebius und Gerhard Schäfer.

Ahnungslosigkeit, Verwechslung mit Sozialarbeit und -pädagogik und der Aussage, es habe irgendwas mit Gesellschaft zu tun, gab es durchaus auch Befragte, die auf das Analyse- und Weltverbesserungspotenzial von Soziologie und die ihr verwandte Politikwissenschaft hinwiesen. Niemand war aber dabei, die oder der von den spezifischen Fachtraditionen Göttingens, von Hans Paul Bahrds Stadt- oder Industriosociologie oder Helmuth Plessners Philosophischer Anthropologie sprach.

Zugegebenermaßen ist die Zeit vorbei, in der die Soziologie als ein keineswegs auf ihren akademischen Radius beschränktes ‚Modfach‘ wahrgenommen wurde. Während etwa Plessners politisch-soziologische Analyse der *Verspäteten Nation* (1959 [1935]) und Bahrds Buch über *Die Moderne Großstadt* (1961) schon früh hohe vierstellige Auflagenzahlen erreichten und wesentlich zum intellektuellen Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik beitrugen, warten die inzwischen vergilbten Exemplare dieser soziologischen ‚Bestseller‘ in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek oder auf den wenigen verbliebenen Campus-Büchertischen oft vergeblich auf neue LeserInnen. Aber wäre eine solche Befragung etwa in einer Stadt wie Frankfurt am Main nicht anders ausgefallen, die seit über vier Jahrzehnten einen Theodor-W.-Adorno-Preis verleiht und in der sich sogar ein in den Naturwissenschaften beheimateter Universitätspräsident in Festansprachen den Hinweis auf die „berühmte ‚Frankfurter Schule‘ der ‚Kritischen Theorie‘“ sowie die „Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Karl Mannheim und Franz Oppenheimer“ (Müller-Esterl 2014, S. 4) nicht verkneifen kann?² Göttingen als Universitätsstadt ist weithin bekannt, vor allem die aus den Naturwissenschaften stammenden Nobelpreisträger Anfang des 20. Jahrhunderts sorgen für weltweiten Wiedererkennungseffekt. Ein Fach wie die Soziologie ist dagegen trotz einiger herausragender historischer Protagonisten im zeitgenössischen kollektiven Gedächtnis der Stadt nicht allzu präsent.

Insofern ist dieses Buch auch der Versuch, den GöttingerInnen ‚ihre‘ Soziologie wieder näher zu bringen, die in den letzten hundert Jahren auch über Göttingen hinaus Spuren hinterlassen hat. Der Anlass für seine Entstehung ist der 39. Kongress der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (DGS), der im September 2018 erstmals in Göttingen stattfindet. Als Vorbilder dienten uns jüngere Vergewärtigungen der eigenen lokalen Fachgeschichte, die in den letzten Jahren an Kongressstandorten mit langjähriger soziologischer Tradition unternommen

2 Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass es – neben Helmuth Plessner, der Anfang der 1960er Jahre kurzzeitig Rektor an der Georgia Augusta war – mit Horst Kern ein weiterer Soziologe bis zum Universitätspräsidenten gebracht hat. Seine stets soziologisch fundierten programmatischen Überlegungen zur Hochschulpolitik und -entwicklung können unter <https://www.uni-goettingen.de/de/912.html> [Zugegriffen: 14. Mai 2018] eingesehen werden.

worden sind – insbesondere 2008 in Jena (vgl. van Dyk und Schauer 2010) und 2010 in Frankfurt am Main (vgl. Herrschaft und Lichtblau 2010).

Jenseits einer von biographischen Anekdoten und persönlichen Erinnerungen getragenen lokalen Fachgeschichte zeugen bereits diese Initiativen davon, dass es seit geraumer Zeit einen erheblichen wissenschaftshistorischen Verständigungsbedarf über die Geschichte der Soziologie gibt.³ Eine beim Göttinger Kongress erstmals mitwirkende ‚Arbeitsgruppe‘ *Soziologiegeschichte*, die von einem breiten Netzwerk von UnterstützerInnen und MitarbeiterInnen getragen wird⁴, ist ein deutliches Zeichen dafür, dass die Soziologiegeschichte längst Gegenstand einer lebendigen Fachdiskussion innerhalb der Soziologie ist. Lagern etwa die Naturwissenschaften die historische Rekonstruktion ihrer fachlichen Grundlagen aus dem tagesaktuellen Forschungsbetrieb in spezialisierte Forschungseinrichtungen oder gar vollständig in die Geschichtswissenschaften aus, so wird die Erforschung der eigenen Disziplingeschichte seit Jahrzehnten in erheblichem Umfang von SoziologInnen geleistet, die sich aktiv an den Diskussionen innerhalb der eigenen Fachdisziplin beteiligen. Das anhaltend große Interesse an einer wissenschaftshistorisch und -soziologisch reflektierten Soziologiegeschichtsschreibung kann dabei durchaus als ein Indikator für ihre ‚identitätsstabilisierende‘ Funktion in einer Disziplin gedeutet werden (vgl. Lepenies 1981), die sich konstitutiv als ‚multiparadigmatisch‘ versteht (vgl. DGS 2018).

Für eine fruchtbare soziologische Forschung und Diskussion bleibt die kritische Reflexion der historisch-sozialen Bedingtheit von (sozial-)wissenschaftlichen Theorien und Modellierungen eine notwendige Voraussetzung. Aber auch die oftmals schlicht als eine kaum erklärungsbedürftige ‚Tatsache‘ hingennommene ‚multiparadigmatische‘ Struktur der Soziologie verlangt nach wissenschaftshistorischen und -soziologischen Begründungen: Wie ist es etwa sinnvoll möglich, jenseits von bloß anekdotischen und lokalgeschichtlichen Vergegenwärtigungen einen Zugang zu einer nach Universitätsstandorten differenzierten ‚ortspluralen‘ Geschichte der Soziologie zu entwickeln? Wie lässt sich etwa die hier zur Disposition stehende Rede von ‚der Göttinger Soziologie‘ rechtfertigen und im Lichte heterogener lokaler Fachgeschichten in die Wissenschaftsgeschichte einer Disziplin integrieren?

3 So ist etwa der ungemein verdienstvolle Band über *Soziologie und Nationalsozialismus* (Christ und Suderland 2014) ein Ergebnis der Jenaer Initiative. In Frankfurt beginnt in der Folge des Kongresses und des hundertjährigen Universitätsjubiläums eine Auseinandersetzung mit dem zu unrecht vergessenen Soziologen und Ökonomen Franz Oppenheimer (vgl. Caspari und Lichtblau 2014).

4 Einem an den Vorstand der DGS gerichteten Antrag auf Gründung einer Sektion *Soziologiegeschichte* vom 10. 3. 2018 schlossen sich insgesamt 33 KollegInnen an.

2 Soziologische (Denk-)Schulen

Einen möglichen Ansatzpunkt hierfür bieten zeitgenössische wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Herausbildung *soziologischer (Denk-)Schulen* (vgl. Peter 2015; Moebius 2018). Quer zu den an sachlichen Problemen und Fragen orientierten einzelwissenschaftlichen Spezialisierungen – etwa den sogenannten ‚Bindestrich-Soziologien‘ – können nämlich (Denk-)Schulen als soziale Differenzierungsformen lokalisiert werden, die bereits mit der beginnenden akademischen Etablierung der Soziologie in Deutschland seit der Zeit der Weimarer Republik immer deutlicher entlang von Universitätsstandorten verlaufen und hier bereits für deutlich unterscheidbare programmatische Zugänge zur Soziologie stehen (vgl. Stölting 1986).

Der Begriff der (Denk-)Schule wird in der wissenschaftshistorischen Forschung aus guten Gründen als eine idealtypische ex-post-Zuschreibung behandelt: Sogar exponierte und im öffentlichen Bewusstsein präzente wissenschaftliche Denk-, Diskussions- und Arbeitszusammenhänge verstehen sich bestenfalls zu bestimmten Zeitpunkten als Schulen. Prominentes Beispiel hierfür ist die schon erwähnte ‚Frankfurter Schule‘ um Theodor W. Adorno und Max Horkheimer – eine Bezeichnung, die sich auch in der Soziologie erst vermittelt über westdeutsche Studentenbewegung einbürgert und von ihren Protagonisten im Grunde genommen immer abgelehnt worden ist (vgl. Demirovic 1999; Völk et al. 2012).

Wissenschaftliche (Denk-)Schulen sind ferner als akademische Vergemeinschaftungsformen unter anderen zu behandeln: Sie stehen neben und quer zu solchen Zusammenhängen von WissenschaftlerInnen, die etwa als ‚Denkkollektive‘, ‚scientific communities‘, ‚epistemic communities‘ etc. beschrieben werden können (vgl. Daye 2017; Fleck 1980 [1935]). Handelt es sich bei solchen Zusammenhängen oftmals um vergleichsweise lose, an sachlichen, paradigm- und disziplinübergreifenden Fragen orientierte Gruppierungen von WissenschaftlerInnen, ähneln (Denk-)Schulen einem generational gestuften ‚Familienzusammenhang‘ – ein Merkmal, dass nicht zuletzt durch das in der speziell in den Geisteswissenschaften zum Teil bis heute vorherrschende personale ‚Meister-Gesellen-Prinzip‘ in Forschung und Lehre gestützt wird.

Ihre Existenz, die soziologisch durch „ein oder mehrere Schuloberhäupter, eine ‚pradigmatische‘ Lehre bzw. ein Programm, eine Zeitschrift und eine sich mit der Lehre identifizierende oder in die Lehre initiierte Schülerschaft mit diffundierender Wirkung“ (Moebius 2018, S. 257) festgemacht werden kann, wird so auch Zeugnis einer grundlegenden Vermachtung des universitären Betriebes: Schulen integrieren einerseits kognitive und institutionelle Funktionen von Wissenschaft. Sie vereinfachen die Verstetigung einer bestimmten wissenschaftlichen ‚Lehre‘,

mutieren jedoch andererseits im Zuge ihrer Durchsetzung und Diffusion nicht selten zu akademischen ‚Cliques‘ und ‚Netzwerken‘, die sachlich-wissenschaftliche Differenzierungsformen mit sozialen Schließungseffekten überlagern (vgl. Mills 1958 [2016], S. 157 ff.).

(Denk-)Schulen zeugen also davon, dass ein normatives Ideal verallgemeinerbarer wissenschaftlicher Wahrheit von einer Struktur der Parteilichkeit durchzogen bleibt. Sie sind stets mit der Paradoxie konfrontiert, diese Parteilichkeit nur im Rückgriff auf eine überparteiliche, weil ‚wahre‘ und ‚allgemeine Lehre‘ rechtfertigen zu können (vgl. hierzu auch Mannheim 1964 [1929]): Einerseits schaffen sie kontinuierliche wissenschaftliche Orientierungen und erweisen sich insofern als produktiv für die Verstetigung einer Disziplin, ‚verschleiern‘ aber andererseits, dass sie keineswegs die Disziplin ‚an sich‘ repräsentieren.⁵

Wie etwa Helmuth Plessner (1985 [1924], S. 24) bereits Mitte der 1920er Jahre gesehen hat, schwankt der ‚Fortschritt‘ der modernen Wissenschaften vor diesem Hintergrund zwischen einem ‚Bekenntnis‘ zu vorhandenen Lehrmeinungen und der Erschließung neuer wissenschaftlicher Arbeitsfelder:

„Der Privatdozent kann das Wagnis [der universitären Laufbahn, Anm. d. Verf.] verringern und seine Chancen vergrößern, indem er sich entweder einem oder mehreren offiziellen Fachvertretern attachiert (ihre Arbeiten fortsetzt usw.), das heißt in Schülerstellung als Geselle des Meisters, als Glied einer Schule verharrt – und hier haben wir den soziologischen Grund für Schulbildungen an Universitäten –, oder indem er eine neue Wissenschaft mit eigenem Gebiet und eigener Methode zu begründen versucht.“⁶

Der Umstand, dass diese Überlegungen nicht zufällig in den 1920er Jahren entstanden sind – einer Zeit also, in der sich die Soziologie neben anderen neuen Einzelwissenschaften an deutschen Universitäten zu etablieren beginnt und das bestehende Tableau wissenschaftlicher Disziplinen insgesamt ins Wanken gerät –, weist auf einen wichtigen Punkt hin: Auch die frühe akademische Soziologie beginnt keineswegs an einem historischen ‚Nullpunkt‘, sondern entwickelt sich

5 An dieser Stelle müsste die gegen die Geisteswissenschaften gerichtete Polemik des französischen Philosophen Louis Althusser (1985) näher diskutiert werden. Diese Wissenschaften können laut Althusser als Wissenschaften ‚ohne Gegenstand‘ identifiziert werden. Sie bestehen letztlich aus habitualisierten sozialen Praktiken, die vergleichbar mit handwerklichen Fertigkeiten von Generation zu Generation weitergegeben werden und wissenschaftliche Wahrheit durch im Rahmen der Universität wirksame Konventionen ersetzen (vgl. auch Bourdieu 1988).

6 In einem ganz ähnlichen Sinne beschreibt der amerikanische Soziologe Andrew Abbott (2015) die Entwicklung der Sozialwissenschaften als einen Prozess ‚fraktaler Unterscheidung‘ – d. h. ‚antagonistischer‘ und zugleich ‚selbstähnlicher‘ Differenzierungen.

aus den und gegen die bestehenden Wissenschaften.⁷ Den dafür notwendigen politischen Freiraum erhält sie durch die preußischen Universitätsreformen in der Frühphase der Weimarer Republik, die erstmals die Einführung von Lehrstühlen für ein Fach vorsehen, das im deutschen Kaiserreich noch mit dem Sozialismus gleichgesetzt und dementsprechend von den Hochschulen weitgehend ferngehalten wurde (vgl. Rammstedt 1991).

Allerdings ist die Lage an den deutschen Universitäten keineswegs einheitlich: Während etwa Heidelberg Anfang des 20. Jahrhunderts das heimliche Zentrum der universitären Soziologie in Deutschland ist, diese allerdings institutionell in die Staatswissenschaften integriert (vgl. Blomert et al. 1997), entstehen die ersten ordentlichen Professuren für Soziologie an den neu gegründeten Universitäten in Frankfurt am Main und Köln. Hier etablieren sich auch zwei der wirksamsten soziologischen (Denk-)Schulen in Deutschland: Die Kölner Soziologie um Leopold von Wiese protegiert vermittelt über die *Vierteljahreshefte für Soziologie* – dem historischen Vorläufer der heutigen *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* – eine von der formalen Soziologie Georg Simmels inspirierte *soziale Beziehungslehre*, die die akademische Diskussion bis in die 1950er Jahre hinein prägt. Das ab den dreißiger Jahren von Max Horkheimer geleitete Frankfurter Institut für Sozialforschung, das sich um eine Integration von marxistischer Gesellschaftstheorie und empirischer Sozialforschung bemüht und mit dem Beginn des Nationalsozialismus ins Exil gezwungen wird, ist nach 1945 für die Konstitution der Soziologie in der Bundesrepublik bedeutend, hat aber in einer Phase, in der das Fach seine größte öffentliche Aufmerksamkeit entfaltet, auch einen erheblichen Einfluss auf die „intellektuelle Gründung der Bundesrepublik“ (Albrecht et al. 1999).

7 Ihre lange ‚Vorgeschichte‘ im nicht weniger langen 19. Jahrhundert (Eric Hobsbawm) kann beginnend bei der schottischen Aufklärung, dem französischen Sozialismus und der deutschen Romantik als beginnende Ausdifferenzierung unterschiedlicher Sozialwissenschaften geschrieben werden – angefangen von der politischen Ökonomie über die bevölkerungswissenschaftlich orientierte Sozialstatistik, der Volkskunde bis hin zur Soziographie und zur Arbeitswissenschaft (vgl. Maus 2018 [1973]). Die „Professionalisierung“ (Bude und Neidhardt 1998) der Soziologie, die in Deutschland streng genommen erst nach dem Zweiten Weltkrieg nachhaltig einsetzt, erscheint vor diesem Hintergrund als eine fortschreitende ‚Einverleibung‘ unterschiedlicher spezialisierter sozialwissenschaftlicher Teildisziplinen (vgl. Maus 1955).

3 Entwicklung der Soziologie in Göttingen

An der Universität Göttingen, die einen naturwissenschaftlichen Schwerpunkt hat, wird der Soziologie „ab 1920 ein bescheidener Platz eingeräumt“ (Rosenbaum 1994, S. 287). Der gelehrte Historiker Andreas Walther erhält einen Lehrauftrag, unter seiner Leitung wird ein soziologischer Apparat eingerichtet, der nach seinem Weggang nach Hamburg im Jahre 1927 zunächst von dem Kulturphilosophen und Simmel-Schüler Herman Schmalenbach und schließlich von dem mit einem Extraordinariat betrauten Alfred von Martin verwaltet wird. Man kann die Anfänge der Göttinger Soziologie, die in diesem Band von Uwe Dörk und Alexander Wierzock beginnend mit der versuchten Umhabilitation von Ferdinand Tönnies auf ein Extraordinariat für sozialwissenschaftliche Philosophie auf das Jahr 1890 datiert werden, als eine ganze Serie von gescheiterten Gründungen rekonstruieren, die bis zur Berufung Helmuth Plessners im Jahre 1952 in immer wieder neuen Anläufen unternommen werden sollten.⁸ Ein Grund für die relative Bedeutungslosigkeit der Soziologie ist das schwierige akademische Umfeld in Göttingen, das etwa nach dem Zweiten Weltkrieg zwar ein hervorragendes Reservoir für ‚Fluchtprofessoren‘ aus den Grenzuniversitäten der ehemaligen deutschen Ostgebiete werden sollte (vgl. Linnemann 2002), jedoch von Anfang an nur wenig Raum für eine unter Sozialismus- und Positivismusverdacht stehende Wissenschaft wie die Soziologie bietet.

Als tendenziell hinderlich für die Entwicklung des Faches erweist sich auch seine Verortung bei den Historikern, wurden hier doch spätestens seit Heinrich von Treitschkes Polemik gegen die Soziologie vielfach ‚anti-soziologische‘ Ressentiments gepflegt (vgl. Rehberg 2010).⁹ Dies zeigt nicht zuletzt der Weggang Andreas Walthers nach Hamburg, der – inspiriert von einer Forschungsreise in die Vereinigten Staaten und den Methoden der *Chicago School of Sociology* – erst dort zu einem ‚Fachsoziologen‘ im engeren Sinne wird und mit stadtsoziologischen Studien beginnt – ein Umstand, der ihn allerdings nicht davon abhält, sich wenig später zum Nationalsozialismus zu bekennen.

8 Wie die Beiträge in dem Band von Herrlitz und Kern (1987) zeigen, können die Anfänge der Sozialwissenschaften Göttingen sogar noch wesentlich früher lokalisiert werden – im 18. Jahrhundert bereits in der von August von Schlözer begründeten Göttinger Universitätsstatistik.

9 Diese Ressentiments wiederholen sich fast ein halbes Jahrhundert später während des Dissertationsverfahrens des jüngst verstorbenen Göttinger Soziologen Martin Baethge, das im Jahre 1968 (!) am Widerstand des Althistorikers Alfred Heuß scheitert. Heuß berief sich in seiner Ablehnung der Dissertation darauf, auf Gefahren aufmerksam zu machen, „die in der heutigen Soziologie manchen Tendenzen eigen sind“ (vgl. Der Spiegel 1968, S. 47).

Auch unter Schmalenbach und von Martin hat das Fach einen schweren Stand. Wie der Beitrag von Claudius Härpfer zeigt, leistet von Martin in seiner Göttinger Zeit nicht nur wichtige und vom sonstigen universitären Umfeld weitgehend isolierte Vorarbeiten für eine Intellektuellensoziologie. Auch als Person repräsentiert er einen jener Gelehrten, deren „eigentlichen Lebensinhalt es ausmacht, sich – unabhängig von ihrem offiziellen (und dem Lebensunterhalt dienenden) Beruf – dem Geistigen, als einem persönlichen Anliegen [...] zu widmen“ (von Martin 1955, S. 475 f.). Statt sich als außerordentlicher Professor der Institutionalisierung des Faches und der eigenen wissenschaftlichen Karriere zu verschreiben, betreibt von Martin zum Ärger der Fakultät ein umfassendes geisteswissenschaftliches Privatstudium mit intensiver publizistischer Tätigkeit – ein Umstand, der sich für die weitere institutionelle Festigung der Soziologie als kontraproduktiv erweisen sollte. Letztlich sorgt von Martin mit dem Rücktritt von seinem Lehrauftrag im Wintersemester 1932/33 jedoch dafür, dass es in Göttingen während des Nationalsozialismus keine soziologischen Lehrveranstaltungen geben sollte.

Institutionell bleibt Soziologie in Göttingen während der Zwischenkriegszeit also weitgehend isoliert. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es quer zu den jeweiligen Fächergrenzen keine Bemühungen um die Grundlegung des Faches gab. So ist die Berufung Helmuth Plessners auf die erste ordentliche Professur für Soziologie zwar ein hochschulpolitischer Paukenschlag, weil sie gegen den Widerstand der Philosophischen Fakultät erfolgt, die den in Sachen Faschismus keineswegs unbeschriebenen Leipziger Soziologen Hans Freyer präferiert (vgl. Neumann 1998). Zugleich steht der halbjüdische ‚Remigrant‘ Plessner selbst in einer Göttinger Kontinuität, hat er dort doch zwischen 1914 und 1916 bei Edmund Husserl Philosophie studiert.

Wie der Beitrag von Michael Weingarten diskutiert, lassen sich ausgehend von Plessners Philosophischer Anthropologie Debatten um die Grundlegung der Soziologie rekonstruieren, die einerseits prominent in den 1960er Jahren in der Diskussion um den Rollenbegriff in den Sozialwissenschaften ausgetragen werden, andererseits bis in die 1920er Jahre zurückreichen. Ausgehend von dem Göttinger Dilthey-Schüler Georg Misch, seinem Göttinger Lehrstuhlnachfolger Joseph König, dem Philosophen und Pädagogen Herman Nohl, Herman Schmalenbach und dem Misch-Kreis nahestehenden Berliner Philosophen Bernhard Groethuysen sind unterschiedliche Ansätze einer geisteswissenschaftlichen Grundlegung der Soziologie rekonstruierbar, die untergründig sogar in solche Diskussionen einfließen, in denen eine Aneignung der seit den 1950er Jahren in der Bundesrepublik dominanten amerikanischen Soziologie erfolgt.

Im Göttingen der Nachkriegszeit festigt sich vor diesem Hintergrund ein bestimmter „unorthodoxe[r]“ (Plessner 1985, S. 337) Typus von Soziologie. Gegen die sich abzeichnenden disziplinären Schließungen der Soziologie, die insbeson-

dere von René König in Köln und Helmut Schelsky in Hamburg bzw. Münster aus ganz unterschiedlichen Motiven vorangetrieben werden (vgl. Moebius 2015; Schäfer 2014), bleibt Plessner ein ‚Disziplinentänzer‘ (Carola Dietze) bzw. ein gegen den eigenen Willen zur Soziologie berufener „Philosoph, kein Datenerheber oder Meinungsbefrager“ (Krockow 2015 [1991], S. 145). Der Plessner-Schüler Christian von Ferber (1998, S. 110) äußert sich über seine sozialwissenschaftliche Ausbildung in Göttingen folgendermaßen:

„Die Erfahrung, daß Wissenschaft mehr ist als der Erwerb methodischer und theoretischer Kompetenz in einem Spezialgebiet, die Skepsis gegenüber allen Aussagen, die keinen Bezug zur primär erfahrbaren Wirklichkeit herstellen können, das Wissen darum, daß Wissenschaft auf Werte menschlichen Zusammenlebens bezogen ist, sie auszulegen und verwirklichen bestrebt sein muß – diese Orientierungen haben sich mir in diesen Jahren ausgebildet und gefestigt. In meinem philosophischen Studium bei Nicolai Hartmann und später dann bei Josef König und Helmut Plessner fand ich diese Orientierung an der Phänomenologie ausgehend von Edmund Husserl begründet. Die Phänomenologie, nicht als philosophische Spezialdisziplin, sondern als kritische Gegen- und Prüfinstanz der ‚positiven‘ Wissenschaften ebenso wie als Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand, ist auch die Grundlage meines Verständnisses von Soziologie geworden und geblieben.“

Der Beitrag Joachim Fischers in diesem Band zeigt, dass Plessner vor diesem wissenschaftlich-intellektuellen Hintergrund einem weitgespannten Netzwerk Philosophischer Anthropologie zugeordnet werden kann, das zwar über ein Zentrum in Göttingen verfügt, jedoch ‚ortsplural‘ über die Bundesrepublik erstreckt ist. Seine Präsidentschaften in den deutschen Gesellschaften für Soziologie (DGS) und Philosophie (DGPhil) befördern Plessner spät an die „Schaltstellen der Universitätspolitik“ (Dietze 2006, S. 442 ff.). Er regt ferner mit der Untersuchung *Zur Lage der deutschen Hochschullehrer* (1952–1956) eine der wichtigsten empirischen Untersuchungen der deutschen Nachkriegssoziologie an.

Fischer liefert darüber hinaus eine ebenso originelle wie umstrittene Interpretation der Wirkungsgeschichte der plessnerschen Soziologie im Spannungsfeld einer westdeutschen Soziologie- und Sozialgeschichte.¹⁰ Vergleicht man Plessners Wirken in Göttingen etwa mit den drei in der Geschichtsschreibung der deutschen Nachkriegssoziologie dominierenden ‚großen‘ Schulen in Köln (König), Frankfurt (Adorno und Horkheimer) sowie Hamburg bzw. Münster (Schelsky), so bleiben die diffundierenden Wirkungen seines Denkens zumindest fraglich. Zwar

10 Vgl. zu dieser Auseinandersetzung die Beiträge von Fischer (2015), Becker (2017), Dörk (2017) und Römer (2017).

verfasst Plessner nach dem Zweiten Weltkrieg eine Fülle von kleineren soziologischen Arbeiten und kann so in Teilen jene ‚nachholende‘ Wirkung entfalten, die ihm aufgrund des Exils lange verwehrt blieb (vgl. Dietze 2006, S. 351 ff.). Es ist jedoch auffällig, dass die Göttinger Soziologie unter Plessner – abgesehen von der institutseigenen Publikationsreihe *Göttinger Abhandlungen zur Soziologie und ihrer Grenzgebiete* (1957–1977) – im Gegensatz zu den ‚großen‘ Schulen weder Methodenmanuale noch Einführungsbücher in die Disziplin hervorbringt, die einen eigenständigen Typus von Soziologie nach außen hin sichtbar machen könnten: Plessner selbst arbeitet bezeichnenderweise 1958 am *Fischer-Lexikon Philosophie* mit, in dem von René König im selben Jahr erstmals herausgegebenen auflagenstarken *Fischer-Lexikon Soziologie* sowie in den meisten anderen gängigen soziologischen Lexika und Handbüchern sind Beiträge Göttinger SoziologInnen jedoch unterrepräsentiert oder fehlen völlig.¹¹

Ein Grund hierfür ist sicherlich Plessners eigener Zugang zur Soziologie: Er betreibt sie als *eine Wissenschaft vom Menschen*, die in einen umfassenderen Rahmen *philosophisch-anthropologischer* Begründungen eingepasst ist. Diese Perspektive hilft einerseits dabei, dass etwa längst totgesagte Traditionen der philosophisch orientierten Weimarer Kultursoziologie im Göttingen der 1950er Jahre ein unzeitgemäßes Nachleben führen können. Andererseits steht die Ausdifferenzierung der Soziologie als eigenständiger Fachwissenschaft unter dem ständigen Vorbehalt, dass soziologische Kategorien einer über sie hinausweisenden philosophischen Reflexion bedürftig bleiben und ihre Fundierung gerade nicht im Rahmen einer Fachwissenschaft geleistet werden kann, die „nichts als Soziologie ist“ (König 1967 [1958], S. 8). Davon zeugt auch die von Göttingen aus intensiv begleitete Auseinandersetzung um Ralf Dahrendorfs Essay über den *Homo Sociologicus*, die mit höchst unterschiedlichen Akzenten in den Beiträgen von Fischer und Weingarten eine zentrale Rolle spielt.

Plessners ehemalige Schüler und Mitarbeiter arbeiten zwar an den soziologischen Themen weiter, die ihn in der Nachkriegsperiode beschäftigen, gehen dabei allerdings häufig eigene Wege oder werden gar zu entschiedenen Kritikern. Bestes Beispiel hierfür ist der inzwischen fast vergessene Berliner Bildungsforscher und

11 Handbücher und Lexika sind in dieser Zeit zumeist Produkte soziologischer Schulen. Das Frankfurter Pendant zum Kölner *Fischer-Lexikon* sind die vom Institut für Sozialforschung (1956) veröffentlichten *Soziologischen Exkurse* (1956). Arnold Gehlen und Helmut Schelsky geben dagegen ein *Lehr- und Handbuch der modernen Gesellschaftskunde* (1955) heraus. Etwas vergleichbares entsteht in Göttingen streng genommen erst mit Hans Paul Bahrds *Schlüsselbegriffen der Soziologie* (1984) – einer Einführung in die Soziologie, die bezeichnenderweise mit einer Reihe von *Ratschlägen zum Studium soziologischer Theorien* schließt, die ausdrücklich vor der soziologischen Erfahrungsarmut ‚monokultureller‘ wissenschaftlicher Scholastik warnen (vgl. ebd., S. 188 ff.).

Religionssoziologe Dietrich Goldschmidt, dem Michael Becker in diesem Band ein ausführliches intellektuelles Portrait widmet. Die miteinander unvereinbaren hochschulpolitischen und wissenschaftssoziologischen Positionen Plessners und Goldschmidt sowie den im Laufe der Göttinger Hochschullehrerstudie entstandenen Disput zwischen beiden rekonstruiert der Beitrag von Oliver Römer und Gerhard Schäfer.

Dass der Autor von *Grenzen der Gemeinschaft* (Plessner 2002 [1922]) so gerade nicht als ein soziologischer Schulgründer zu bezeichnen ist und bezogen auf die westdeutsche Nachkriegssoziologie bestenfalls von Göttingen als einem „regionalen Zentrum“ (Moebius 2018) der Fachentwicklung gesprochen werden kann, interpretiert Plessner (1985, S. 341) selbst als eine bewusste, eigenen politisch-biographischen Erfahrungen geschuldete Entscheidung: „Nur verführen Schulen zur Fixierung auf Lehrmeinungen und Ideologien, um nicht zu sagen: Heilslehren. Und davon hatten wir schon genug.“

Mit seinen Schülern pflegt Plessner eine primär politisch-intellektuell motivierte Diskussion, die über ähnlich gelagerte wissenschaftliche Auffassungen hinaus insbesondere durch die Tatsache zusammengehalten wird, dass sich hier „aus der Bahn geratene Existenzen und Außenseiter“ (Krockow 2005 [1991], S. 148) treffen – also eine Mischung aus einst politisch verfolgten jüdischen oder heimatvertriebenen, oft adeligen Wissenschaftlern, die – enttäuscht in ihrem deutschen Patriotismus – durch die politischen Umstände des Nationalsozialismus und seines untergründigen Fortwirkens im Milieu der Göttinger Universität in der Nachkriegszeit zusammengeführt werden (vgl. Dietze 2001). Dass diese Situation tiefe, über Göttingen hinaus wirksame Spuren im Denken der ersten Generation des Göttinger Soziologennachwuchses hinterlässt, zeigt der Beitrag von Franka Maubach, der sich mit der Plessner-Rezeption Christian Graf von Krockows im Kontext der ‚Preußen-Renaissance‘ der 1980er Jahre auseinandersetzt.

Jenseits des sehr spezifischen Wirkens Plessners existieren allerdings im Göttingen der Nachkriegszeit weiterhin objektive Hemmnisse für eine tiefgreifendere Institutionalisierung des Faches. Eine Expansion nach dem Vorbild der in den 1950er Jahre führenden sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute in Köln, Frankfurt und Dortmund wird durch eine institutionelle Begrenzung auf ein kleines universitäres Seminar verhindert, das in einem alten, baufälligen Pferdestall in der Göttinger Innenstadt untergebracht ist. Im Gegensatz zu den großen Soziologieinstituten in der Bundesrepublik stellt Göttingen das Studium auch nicht auf das sich Mitte der 1950er Jahre durchsetzende Diplom um, so dass die Soziologie entweder als Nebenfachdisziplin studiert oder aufwendig mit einer Promotion abgeschlossen werden muss.

Erst nach dem Weggang Plessners aus Göttingen im Jahre 1962 ändert sich grundsätzliches. Als seinen Nachfolger beruft die Fakultät mit Hans Paul Bahrdt

wieder einen Wissenschaftler mit Göttinger Vergangenheit. Sein Studium bei dem Philosophen Kurt Stavenhagen und seine von Plessner begutachtete Herder-Dissertation weisen Bahrdt zunächst einmal als einen phänomenologisch orientierten Philosophen aus, dessen Denken durchaus vergleichbar mit Plessner philosophisch-anthropologisch orientiert ist. Allerdings wird Bahrdt – wie viele junge Wissenschaftler seiner Generation – gewissermaßen auf dem ‚zweiten Bildungsweg‘ in die Soziologie hineinsozialisiert. Gemeinsam mit seinem Göttinger Studienfreund Heinrich Popitz, mit Ernst August und Hanno Kesting folgt er einem Forschungsauftrag der *Rockefeller Foundation* und beginnt mit industriesoziologischen Studien in der Hüttenindustrie des Ruhrgebietes. Die beiden aus diesem Forschungsprojekt hervorgegangen Monographien *Technik und Industriearbeit* (1957a) sowie *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters* (1957b) gelten längst als methodisch und theoretisch stilbildende Pionierarbeiten der frühen deutschen Industriesoziologie. Ende der 1950er Jahre arbeitet Bahrdt als Industriesoziologe bei der BASF in Ludwigshafen, verfasst überdies mit seinem Buch über *Die moderne Großstadt* ein theoretisch-konzeptionelles Pionierwerk zur modernen Stadtsoziologie.

Bahrds Forschungsinteressen passen auch deshalb sehr gut zum Profil der Göttinger Soziologie, weil es Plessner in den letzten Jahren seiner Professur gelingt, ein großes Forschungsprojekt zur Untersuchung der jungen Industriestadt Wolfsburg an das Seminar zu holen. Die von Martin Schwonke begonnenen und Ulfert Herlyn bereits in der ersten Forschungsphase übernommenen Wolfsburg-Untersuchungen werden im Laufe von insgesamt fünf Jahrzehnten zur ausgedehntesten stadtsoziologischen Längsschnittstudie in der Bundesrepublik. Über die unterschiedlichen Phasen der Wolfsburg-Forschung, die allerdings schon Anfang der 1970er Jahre ins nahegelegene Hannover ‚emigrieren‘ sollte, berichtet in diesem Band Ulfert Herlyn.

Nahezu zeitgleich mit der Berufung Bahrds kommt es zur Eingliederung der *Sozialwissenschaftlichen Hochschule Wilhelmshaven* mit ihren insgesamt acht wirtschafts-, rechts- und sozialwissenschaftlichen Professuren. 1949 als *Hochschule Arbeit, Politik und Wirtschaft* (APoWi) gegründet und bis 1962 in der Barackensiedlung eines ehemaligen Marinestützpunktes angesiedelt, beginnt sie als ein hochschulpolitisches Vorzeigeprojekt des niedersächsischen Kultusministers Adolf Grimme:

„Die Hochschulgründung war getragen von der Vorstellung, daß an den in einer Kontinuität von der Weimarer Republik über das Dritte Reich nach dem Krieg weiterarbeitenden juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten die gesellschaftswissenschaftlichen Qualifikationen und gesellschaftspolitischen Perspektiven kaum zu entwickeln waren, die man für grundlegende Reformen der Nachkriegsgesellschaft brauchte.“ (Rosenbaum 1994, S. 277)

Von den reformpolitischen Wurzeln der Wilhelmshavener Hochschule, die bis in die Weimarer Zeit zurückreichen, sowie den Gründen für ihr Scheitern handelt der Beitrag von Oliver Schael in diesem Band. Ein institutionelles Erbe des Wilhelmshavener Projektes ist die Auflösung der alten *Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät* und die Gründung einer *Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät*, der die Göttinger Soziologie bis zur Gründung eines *Fachbereichs Sozialwissenschaften* im Jahre 1981 angehört. Und auch das Wilhelmshavener ‚Markenzeichen‘, der interdisziplinär strukturierte Diplom-Sozialwirt mit der bundesweit einmaligen Fächerkombination aus Soziologie oder Politikwissenschaft mit Publizistik, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, wird in Göttingen fest etabliert. Wer hingegen Soziologie studiert, erwirbt den von der *Philosophischen Fakultät* übernommenen Abschluss Magister mit entweder zwei Hauptfächern oder einem Haupt- und zwei Nebenfächern. Über die Entwicklung des sozialwissenschaftlichen Studiums berichtet Wolf Rosenbaum in diesem Band.

Mit dem seit 1951 in Wilhelmshaven tätigen Max Ernst Graf zu Solms Roedelheim wird im Zuge dieser Neuerungen ein zweiter Soziologielehrstuhl besetzt. Solms-Roedelheim, der während der Zeit des Nationalsozialismus bei Carl Brinkmann in Heidelberg promoviert, arbeitet zur Kultur- und Religionssoziologie sowie zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und verfolgt ähnlich wie Bahrdt überdies industriesoziologische Fragestellungen. Damit sind die Voraussetzungen für eine weitere Göttinger Spezialität – nämlich die Entwicklung einer eigenständigen Arbeits- und Industriesoziologie – geschaffen. 1968 wird auf Initiative von Martin Baethge, Hannes Friedrich, Ulfert Herlyn, Horst Kern, Martin Osterland und Michael Schumann und unter der Schirmherrschaft von Bahrdt in Göttingen das *Soziologische Forschungsinstitut* (SOFI) als „außeruniversitäres, nichtkommerzielles Sozialforschungsinstitut“ (Baethge und Schumann 2018, S. 1046) gegründet. Dass dem Gründungsjahr 1968 rückblickend ein programmatischer Charakter zugesprochen werden kann, zeigt sich sowohl in den politischen Biographien der handelnden Personen als auch an der Organisationskonzeption des SOFI. So ist etwa Michael Schumann Anfang der 1960er Jahre – also just in der Zeit, in der es zum Bruch mit der Bad Godesberger SPD kommt – Bundesvorsitzender des SDS. Organisatorisch greift das SOFI so nicht zufällig hochschulpolitische Forderungen auf, die bereits in der Frühphase der westdeutschen Studentenbewegung diskutiert werden (vgl. SDS 1972 [1961]). Der ständischen Struktur der deutschen ‚Ordinarienuniversität‘ soll eine von traditionellen Hierarchien befreite, arbeits- teilig strukturierte Form der wissenschaftlichen Produktion entgegengesetzt werden. Dies ist Thema des Beitrages von Kerstin Brückweh in diesem Band. Über die nicht auf das SOFI zu reduzierenden politischen Fraktionen und die mit ihnen verbundenen wissenschaftlichen Strömungen in der Göttinger Soziologie berichtet hingegen Wolfgang Eßbach in einem autobiographischen Rückblick.

Methodisch schließen die frühen Untersuchungen des SOFI an die von Popitz, Bahrtdt, Kesting und Jüres unternommenen industriesoziologischen Untersuchungen in der Hüttenindustrie an. Sie kombinieren qualitative Interview- und quantitative Erhebungsverfahren mit einem am bahrtdtschen Denken orientierten Blick auf die Arbeits- und Industriesoziologie, die gerade nicht als ‚Bindestrich-Soziologie‘, sondern als ein „genuine[r] Bestandteil von Gesellschaftsanalyse“ (Baethge et al. 1990, S. 253) betrieben werden soll. Eine verstärkte Fokussierung auf die Klassenproblematik und die Frage nach dem ‚Arbeiterbewusstsein‘ als gesellschaftsverändernder Kraft verdeutlichen jedoch, dass hier auch durchaus zeittypische, neomarxistisch orientierte Deutungen und Analysen zum Zug kommen. Mit Blick auf die bahrtdtsche Soziologie bemerken die zentralen Protagonisten der Gründungsphase der SOFI dementsprechend:

„Die in der philosophischen Anthropologie verankerte Relevanzbegründung von Bahrtdt setzt andere Akzente als unsere, eher an Marx und der kritischen Theorie orientierte Soziologie. Doch gerade von Bahrtdt haben wir nicht nur gelernt, wie man Arbeitssoziologie macht, sondern auch, daß man sie machen muß.“ (ebd., S. 253 f.)

Eine bei Bahrtdt bereits anzutreffende „Soziologie in praktischer Absicht“ (ebd., S. 254) wird in die direkte Nähe gewerkschaftlicher Fragen und Forderungen gerückt, der gesellschaftlichen Arbeit wenigstens zeitweise gesellschaftstransformierendes Potential zugeschrieben – eine Perspektive, die von dem auf eine nüchterne „Entmythologisierung der Arbeit“ setzenden Bahrtdt (1996 [1965]) keineswegs umstandslos geteilt und auch von den zentralen Protagonisten des SOFI angesichts einem sich spätestens in den 1980er Jahren abzeichnenden ‚Ende der arbeitgesellschaftlichen Utopie‘ (Jürgen Habermas) zunehmend in Frage gestellt worden ist:

„[I]n der Perspektive gesellschaftlicher Transformation scheint Arbeit tatsächlich ihre Zentralität einzubüßen. In der gesellschaftsstrukturellen Prägekraft von Arbeit steht ihre Zentralität demgegenüber in keiner Weise zur Disposition.“ (ebd., S. 254)

Die kontinuierliche Grundorientierung des SOFI, empirische Analysen von Arbeit mit Fragen der soziologischen Strukturanalyse und Zeitdiagnose zu kombinieren, diskutiert Berthold Vogel in einem programmatischen Beitrag als historisch gewachsene Besonderheit der Göttinger Soziologie. Sein zugespitztes Argument zielt auf einen von Göttingen ausgehenden dritten Weg soziologischen Denkens, der in der gegenwärtigen bundesrepublikanischen Soziologie jenseits der ‚großen Theorie‘ (Jena) und des ‚abstrakten Empirismus‘ (Mannheim) zu verorten wäre.

Ob die Göttinger Soziologie vor diesem Hintergrund über das Potential zu einer bis heute im Grunde ausgebliebenen wissenschaftlichen (Denk-)Schulbildung verfügt, bleibt zumindest offen. So scheint es gerade für den „Göttinger Weg soziologischen Denkens“ (Berthold Vogel) kennzeichnend, dass auch hier kein für soziologische Schulbildungen tendenziell förderlicher „Theorien-“ oder „Methoden-Monismus“ entstanden ist, sondern Soziologie stets als eine Analyse „ausgewählte[r] Phänomenbereiche von gesellschaftlicher und theoretischer Relevanz“ (Eßbach 2014, S. 46) betrieben worden ist.

Hinzu kommt, dass die jüngere Geschichte der Göttinger Soziologie keineswegs auf eine Geschichte des SOFI zu reduzieren ist. Gerade die Spannungen, die zwischen dem Seminar und Forschungsinstitut in unterschiedlichen Etappen entstehen, wären im Rahmen einer eigenen wissenschaftshistorischen Untersuchung näher zu erforschen, die problemlos an eine in Göttingen entwickelte Tradition wissenschaftssoziologischen Denkens anknüpfen könnte (vgl. etwa Kern 1982).¹² Auch in Göttingen wird das *Soziologische Seminar* im Zuge der bundesweiten Hochschulexpansion erheblich ausgebaut und personell aufgestockt. Mit dem Anfang der 1970er Jahre aus Marburg berufenen Wolf Rosenbaum kommt ein ausgewiesener Rechtssoziologe, wenig später mit Walter Girschner ein Organisationssoziologe ans Seminar. Daneben entwickeln sich aber auch schwach institutionalisierte, disziplinübergreifende Seitenpfade wie jenes ‚poststrukturalistische Milieu‘, über das Wolfgang Eßbach in diesem Band berichtet. Seit den 1980er Jahren engagieren sich außerdem unter dem Einfluss der feministischen Bewegungen auch in Göttingen Wissenschaftlerinnen für Institutionalisierung der Geschlechterforschung. Ihre engen Bezüge zur Soziologie zeigt der in diesem Band enthaltene Beitrag von Ilse Costas auf. Für die Institutionalisierung geschlechtersoziologischer Fragestellungen ist insbesondere die Berufung von Ilona Ostner Mitte der 1990er Jahre von großer Bedeutung. Die über Göttingen hinaus auch international weithin sichtbare sozialpolitische, familien- und genderfokussierte Forschung finden mit dem *Zentrum für Europa- und Nordamerikastudien* (ZENS) und dem *Institut für Sozialpolitik* eigene organisatorische Einheiten. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang insbesondere das von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* (DFG) zwischen 1997 und 2006 geförderte interdisziplinäre Graduiertenkolleg *Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells*, an dem gleich mehrere inzwischen auf Soziologieprofessuren angekommene WissenschaftlerInnen als Mitglieder oder Assoziierte mitarbeiteten – so etwa Silke van Dyk (Jena), Stephan Lessenich (München) und Nicole Mayer-Ahuja (Göttingen).

12 Einige grundsätzliche Überlegungen hierzu hat Horst Kern bereits in einem am 13. 12. 2017 gehaltenen Vortrag am Göttinger Institut für Soziologie formuliert (vgl. Krüger-Lenz 2017).

4 Gegenwärtige Perspektiven

Die Expansion des *Soziologischen Seminars* und der *Sozialwissenschaftlichen Fakultät* geht einher mit einem bis heute anwachsenden Zustrom von Studierenden. Nicht nur in Göttingen weicht das humboldtsche Ideal der ‚Einheit‘ von Forschung und Lehre einer oftmals kaum noch integrierbaren ‚Dreifaltigkeit‘ von Forschung, Lehre und Verwaltung. Allerdings sind es insbesondere Göttinger SoziologInnen, die diese Entwicklungen in ihren wissenschaftlichen Forschungen stets kritisch begleiten (vgl. etwa Bahrdt 1971). Zwischen 2003 und 2004 wird im Zuge des niedersachsenweiten ‚Hochschuloptimierungskonzepts‘ (HOK) die Finanzierung der Hochschulen neu bewertet und an den Kriterien ‚Qualität in Forschung und Lehre‘, studentische Nachfrage, eine überproportionale Verteilung der Ausbildung innerhalb Niedersachsens sowie Arbeitsmarktrelevanz ausgerichtet (vgl. MWK 2010). Universitätsintern werden die Fakultäten aufgefordert nach diesen Kriterien Einsparungen vorzunehmen. Viele kleinere und keinesfalls erfolgreiche sozialwissenschaftlich orientierte Institute wie das *Institut für Sozialpolitik*, das *ZENS* und das *Zentrum für interdisziplinäre Medienwissenschaft* werden in dieser Zeit abgewickelt und teils personell in andere Institute eingebunden (vgl. Hoppe 2004; Amtliche Mitteilungen 2004, S. 857).

Für die Studierenden bedeutet diese Umstrukturierung einen Wegfall von Vielfalt in der Lehre bei gleichzeitiger landesweiter Erhebung von Studiengebühren, was im Wintersemester 2003/04 zu Studierendenprotesten und -streiks führt (vgl. Schmidt 2003). Auch das *Soziologische Seminar* wird im Zuge dieser Entwicklungen neu organisiert und firmiert seither unter dem Namen *Institut für Soziologie* (vgl. Amtliche Mitteilungen 2004, S. 857 ff.). Zum Wintersemester 2005/06 erfolgt im Zuge der Bologna-Reformen die Einführung von modularisierten Bachelor- und Masterstudiengängen, die mit der endgültigen Einstellung der Magisterprüfungen im Jahre 2016 abgeschlossen ist.

Gegenwärtig sind in Göttingen rund 600 Studierende¹³ für das Fach Soziologie immatrikuliert. Es gibt aktuell verschiedene Varianten, Soziologie zu studieren (vgl. Institut für Soziologie 2018):

- 1) Im Mono-Fach Bachelor (183 Studierende), d. h. nach sechs Semestern mit dem Fachstudium Soziologie, einem außersozilogischen Kompetenzbereich und einem Professionalisierungsbereich sind die nötigen 180 Credits für den Abschluss durch die Bachelorarbeit erreicht.

13 Die Zahlen stammen alle aus der universitätsinternen Göttinger Studierenden- und Prüfungsverwaltung Flexstat, Abfrage 101. Zugegriffen 21. April 2018.

- 2) Im 2-Fach-BA (275 Studierende) kann Soziologie mit einem weiteren gleichwertigen Fach verschiedener Fakultäten kombiniert werden und führt ebenfalls mit 180 Credits zum Abschluss.
- 3) Im Master Soziologie (131 Studierende) werden in vier Semestern 120 Credits entweder in Kombination mit einem Modulpaket oder als reines Fachstudium erworben.
- 4) Im Promotionsstudiengang Sozialwissenschaften mit dem Fach Soziologie, der neben der eigenständigen Dissertationsschrift (oder kumulativen Promotion) auch ein qualifizierendes Programm mit 20 Credits (z. B. Methodenkurse, eigene Lehre oder Tagungsvorträge) umfasst (vgl. ebd.).
- 5) Im BA Sozialwissenschaften kann Soziologie als eines von drei Fächern/Spezialisierungen belegt werden. Anders als der in den 1960er Jahren aus Wilhelmshaven übernommene Namensvetter Diplom-Sozialwissenschaften sind die meisten Fachkombinationen aber an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät beheimatet (vgl. Sozialwissenschaftliche Fakultät 2018).

Die Studierendenschaft setzt sich also aus KommilitonInnen unterschiedlicher Studiengänge und mit verschiedenen Anforderungen zusammen. Grundlegende Module sind die Einführung in die Soziologie, in die Methoden empirischer Sozialforschung (bestehend aus einem qualitativen und quantitativen Teil), Statistik, Sozialstrukturanalyse und klassische bzw. moderne soziologische Theorie. Die Grundausbildung in Soziologie in den Bachelorstudiengängen ist an den meisten deutschen Hochschulen ähnlich aufgebaut, dennoch gibt es sehr unterschiedliche Gewichtungen und standortspezifische Besonderheiten. Für Göttingen bedeutet dies, dass sich die weiteren Bereiche des aktuellen Soziologiestudiums stark an der Abteilungsstruktur des Instituts orientieren: Arbeitssoziologie und Sozialstrukturanalyse, politische Soziologie und Sozialpolitik sowie Kulturosoziologie. Die Abteilungen setzen sich aus drei bis vier Professuren zusammen, die mit den jeweiligen Verwaltungsangestellten und mit dem akademischen Mittelbau sowie einer zentralen Studiengangskoordinationsstelle die personelle Ausstattung des Instituts ausmachen. Dabei sind vor allem die wissenschaftlichen MitarbeiterInnen und akademischen RätInnen auf Zeit durch Hochschulpakt-, Studienqualitätsmittel oder über die projektgebundene Drittmittelförderung finanziert, was zu befristeten Verträgen und einer hohen Fluktuation in diesem Bereich führt.

Aktuelle Forschungsprojekte bewegen sich vorwiegend in den Themenfeldern Migration und Integration, soziale Gerechtigkeit und Sozialpolitik. Als profilbildender Schwerpunkt in Forschung und Lehre wird eine die jeweiligen Arbeitsbereiche und Forschungsfelder übergreifende international vergleichende Orientierung angestrebt, die auch ein Augenmerk auf den Bereich außereuropäischer Gesellschaften legt. Davon zeugen die vergleichsweise jungen Institute mit Re-

gionalfokus – also das Institut mit dem *Centre for Modern Indian Studies* (CeMIS) und *Centre for Modern East Asian Studies* (CeMEAS) an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, die mit der Soziologie kooperieren. Auch die enge Verknüpfung zum 2006 gegründeten *Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften* (MPI) bringt die Schwerpunkte globale Gesellschaftsanalyse und international vergleichende Forschung mit sich. Neben dem schon genannten SOFI ist das Institut für Soziologie ferner mit dem 2001 gegründeten *Methodenzentrum Sozialwissenschaften* mit den Professuren für quantitative Sozialforschung und qualitative Sozialforschung in Forschung und Lehre eng verbunden.

5 Fazit: Die ‚verspätete Wissenschaft‘

Versucht man, die heterogenen historischen Entwicklungen der Göttinger Soziologie vor dem Hintergrund dieses kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Abrisses auf einen Begriff zu bringen, so könnte man in Anlehnung an Helmuth Plessners frühes politisch-soziologisches Hauptwerk vielleicht von einer ‚verspäteten Wissenschaft‘ sprechen – allerdings mit einer klaren Akzentverschiebung: Plessners (1959 [1935]) soziologisch informierte Kritik des ‚deutschen Geistes‘ konstatiert nämlich einen historischen ‚Sonderweg‘, der durch das Ausbleiben einer demokratisch-verfassungsstaatlichen Tradition in einem politischen Versagen des deutschen Bürgertums und letztlich in der historischen Katastrophe des Nationalsozialismus mündet. Der ‚Sonderweg‘ der Göttinger Soziologie zeigt sich dagegen in einer nachholenden Gründung und Verwissenschaftlichung einer Disziplin. Gemessen an den dominanten Schulbildungen in der Geschichte der deutschen Soziologie, insbesondere an den „drei Soziologien“ (Dahrendorf 1960) der Nachkriegszeit in Köln, Frankfurt und Hamburg ist die Soziologie in Göttingen als eine eigenständige Einzelwissenschaft lange Zeit nur schwach institutionalisiert. Sie entzieht sich damit den gängigen Schemata der wissenschaftlichen Professionalisierung. Oder pointierter formuliert: In Göttingen trifft Phänomenologie auf empirische Wissenschaft, der historische Anachronismus eines feudalen Reitstalls auf die Anforderungen moderner Sozialforschung. Womöglich liegt jedoch gerade in dieser extremen ‚Ungleichzeitigkeit‘ eine eigene Qualität der Göttinger Soziologie, eröffnet sie doch erst die Möglichkeiten eines „dritten Weges“ (Berthold Vogel), der die historischen Pfadabhängigkeiten und paradigmatischen Verengungen der zu bestimmten historischen Zeitpunkten dominierenden Richtungen der Soziologie umgeht und eigene Akzente in der Entwicklung des Faches setzen kann. Genau hierin liegt so möglicherweise das wieder zu entdeckende Erbe der Göttinger Soziologie.